

ROSEN & RHABARBER

Augen um Augen



DORIS MELISCH über eine notwendige Maßnahme zur Erzeugung allgemeinen Hochgefühls

Nein, ich kann es einfach nicht. Und damit meine ich nicht mein schon mehrfach beschriebenes Unvermögen, bei Tomatenpflanzen die Triebe in den Blattachsen abzuknipsen (sprich, sie richtig auszugeizen). Nein, ich meine den unvermeidlichen, weil auch so wichtigen Rückschnitt der Beet- und Edelrosen im Frühjahr.

Rein theoretisch verstehe ich das ja. Besagte Rosen blühen nämlich, ganz anders als Kletterrosen, nur am diesjährigen Holz. Sprich: Die jungen, frischen Triebe sollten schon kräftig genug sein, auf dass uns die Königin der Blumen mit ihrer Pracht den ganzen Sommer über erfreuen möge.

Ich hab auch alles kapiert: Erstens, es gibt kein Datum für den Rückschnitt, sondern mit der Forsythienblüte quasi das Nonplusultra-Natursignal. Zweitens, je stärker du der Rose an den Stiel gehst, desto kräftiger wächst sie. Allerdings drittens: Jede Rose ist anders.

Also steh ich da. Hilflös. Mit der scharfen Schere an den Rabatten. Und habe ein Auge auf die Augen. Wenn ich fünf am Haupttrieb lasse, wächst die Rose mit langen, starken Ästen. Kneife ich erst nach acht Augen zu, wird es eher ein Busch. Und wenn ich noch wüsste, wie das mit der Blühfreude im Vorjahr war, könnte ich bei ein paar Exemplaren den besonderen Schnitt setzen.

Aber mein Statistik-Gedächtnis versagt. Und außerdem, Hilfe – es sind ja schon alle Triebe da!

„Bring's übers Herz“, motiviert mich mein bester Mitarbeiter (alle möglichen Misserfolge einkalkulierend): „Du kannst nichts falsch machen.“

Dann steigt er auf die Leiter, um den Kletterrosen am Häuschen ein bisschen Fassung beizubringen.

Ich dulde derlei Aktionismus gern. Denn: Da kann er wirklich nichts falsch machen. ...

Redaktion dieser Seite: Karl-Heinz Schmidt

Kein Mensch ist unmusikalisch

Londoner Wissenschaftler will in Langzeitstudie herausfinden, wie sich musikalische Fähigkeiten zwischen 10. und 20. Lebensjahr entwickeln

VON CHRISTIAN STICHT

Hannover. „Jeder kann singen oder ein Instrument lernen“, sagt Daniel Müllensiefen. Der 45 Jahre alte Musikpsychologe von der University of London will in einer Langzeitstudie ergründen, wie sich musikalische Fähigkeiten im Alter zwischen 10 und 20 Jahren entwickeln. Dabei soll geklärt werden, warum für manche Jugendliche die Musik einen wichtigen Stellenwert im Leben bekommt, vielleicht zum Berufsziel wird, während andere sich irgendwann nur noch aufs Radiohören beschränken. Das auf fünf Jahre angelegte Kooperationsprojekt am Hannover Music Lab der Hochschule für Musik, Theater und Medien Hannover wird mit 250 000 Euro von der Humboldt-Stiftung gefördert.

Müllensiefens Forschungsvorhaben wurde auch ausgewählt, weil er einen neuen Weg gefunden hat, um Musikalität – er spricht von musikalischer Erfahrungheit – zu messen. Dieser sogenannte Goldsmith Musical Sophistication Index (Gold-MSI) besteht aus einem Selbstauskunfts-Fragebogen sowie einer Vielzahl praktischer Tests. Eine Stärke des Gold-MSI sei, dass er viele Facetten berücksichtigt, sagt der Leiter des Hannover Music Lab, Reinhard Kopiez. Dazu zählen das Komponieren, Musikkritik und -vermittlung sowie Empathie, also das Gespür eines DJs für das Stück, das die Leute auf der Tanzfläche als nächstes hören wollen.

„Musikalische Kompetenz bedeutet weit mehr als ein Instrument zu beherrschen oder gar Musik studiert zu haben“, sagt Kopiez. Der Wettbewerb „Ju-



Ein Musikschüler spielt an einer Schweriner Musikschule auf der Blockflöte. Ein Forschungsvorhaben in Hannover geht der Entwicklung der musikalischen Fähigkeiten auf den Grund. Foto: Jens Büttner, dpa

gend musiziert“ erkenne dies inzwischen an, indem es zumindest in manchen Bundesländern auch einen DJ-Contest gebe. „Die Geschichte ist voll von Musikern, die durch alle Raster fallen. Paul McCartney gehört dazu oder auch der Gitarrist Django Reinhardt“, betont Kopiez. Die neuen Medien erweitern die Möglichkeiten, sich mit Mu-

sik zu beschäftigen. Der Leiter des Instituts für Begabungsforschung in der Musik (IBFM) an der Universität Paderborn, Heiner Gembris, sagt: „Sie können mithilfe unzähliger Tutorials im Internet Gitarre oder andere Instrumente lernen.“ Nach Angaben des Deutschen Musikrates musizieren mindestens 14 Millionen Menschen in

Deutschland in ihrer Freizeit oder singen in einem Chor. Dass Musikalität eine „Gabe“ ist, über die nur wenige Ausnahmetalente verfügen, sei ein großes Vorurteil, schreibt der Autor Christoph Drösser in seinem Buch „Hast du Töne?“.

Was aber bringt die einen dazu, am Ball zu bleiben, während die anderen ein Instrument auf-

geben, weil sie genervt vom Üben sind oder keine Zeit mehr haben? In Vorstudien mit Schülern in England sowie in Baden-Württemberg haben Müllensiefen und sein Team festgestellt, dass es Schnittmengen zwischen musikalischen Fähigkeiten, guten Schulnoten, Intelligenz und der eigenen Wahrnehmung der Jugendlichen gibt.

„Wer daran glaubt, sich durch Üben verbessern zu können, ist oft auch musikalisch“, wertet Müllensiefen. „Wir wollen herausfinden, ob diese Einstellung zuerst da ist oder ob Kinder vielleicht anhand eines Instruments lernen, dass man durch Üben etwas erreichen kann.“

Begabungsforscher Gembris ist überzeugt: „Ein positives Selbstbild hat einen wesentlichen Einfluss auf die Musikalität.“ Dies hänge erheblich vom Elternhaus und auch von den Lehrern ab. „Deshalb sollte keinem Kind gesagt werden: „Du bist unmusikalisch“, weil ihm sonst das Selbstvertrauen und die Freude genommen werden. Jeder Mensch ist musikalisch begabt, die einen mehr, die anderen weniger.“

Die Langzeitstudie in Hannover soll Erkenntnisse zu den angenommenen positiven Wirkungen des Musizierens bringen. Einen Forschungsüberblick dazu hat Gembris für die Bertelsmann Stiftung zusammengestellt. Darin wird deutlich: Die Formel „Musik macht intelligent“ ist zu einfach und nicht empirisch belegt. Allerdings gibt es Hinweise darauf, dass Musizieren über einen Zeitraum von zehn Jahren hinweg positive Einflüsse auf die kognitiven Leistungen von Kindern haben kann.

Wer musiziert, scheint außerdem besser in der Lage zu sein, mit seinen Gefühlen umzugehen. „In jüngster Zeit weisen Forschungen vor allem den positiven Einfluss von Singen und Musizieren auf das Wohlbefinden und die Gesundheit nach“, sagt Gembris. Dies könne etwa bei Förderprogrammen für Flüchtlingskindern von Interesse sein.

Warum gelacht wird, ist egal

Madan Kataria stieß weltweit über 100 Lachclubs an

Noida. Madan Kataria kann auf Knopfdruck lachen. „Hahahahaaaa“, legt er dann los, „heheheee“, „hohohoooo“. Schon vier Uhr morgens beginnt er in seinem Apartment in einem grünen Randbezirk von Indiens IT-Metropole Bangalore. „Hahahahaaaa. 30 bis 40 Minuten lang. Am 1. Mai ist Welttag des Lachens.“

Mehrmals täglich schaltet sich der 50-Jährige in einen der Skype-Lachclubs, in denen sich Menschen aus aller Welt zusammenfinden. Dort lachen sie auf Deutsch, Japanisch, Englisch bis die Brust schmerzt. „Es ist mir egal, dass die Menschen verschiedene Dinge lustig finden“, sagt Kataria. „Denn wir lachen ohne Grund. Hahahahaaaa.“

Der Körper könne nicht unterscheiden, ob ein Lachen wahrhaftig oder künstlich sei, ist sich Kataria sicher. Deswegen sei es gut für das Gemüt und die Gesundheit, einfach loszulachen, Witz hin oder her. Bei ihm scheint es zu klappen, seine Wohnung strahlt gute Laune aus, vom lachenden Buddha und tanzenden Gott Shiva bis hin zu den unzähligen Bildern von ihm und seiner Frau – auf denen die beiden immer lachen.

Katarias Idee, sich jeden Tag zum Lachen in Gruppen zusammenzufinden, hat in den vergangenen 20 Jahren immer mehr Anhänger gefunden.

In mehr als 100 Ländern gebe es nun solche Lachclubs, sagt Kataria, der sich gerne als Lach-

Guru bezeichnet. Mindestens 20 000 Lehrer und Leiter seien ausgebildet worden. „Ich bin aber kein Kontroll-Freak“, sagt er. „Die Menschen können auch voneinander statt in einem Training bei mir lernen, wie man lacht. Selbst wenn man die Übungen falsch macht, werden die anderen trotzdem lachen.“

Einer der Clubs trifft sich auf einem Vereinsgelände in Noida, einem Vorort Neu Delhis. In dem Viertel leben pensionierte Luftwaffen- und Marinesoldaten und ihre Angehörigen – Menschen also, die in Indien oft besonders auf ihren Status bedacht sind und nicht einfach laut loslachen. „Hier beim Lach-Yoga aber sind wir alle fünf Jahre alt“, sagt Leiter Ashok Sawhney.

Google unterstützt ein Projekt der Bauhaus-Uni Weimar

Forscher erhält 50 000 Euro für die Erkennung reißerischer Überschriften

VON SEBASTIAN HOLZAPFEL

Weimar. „Mit diesen sieben Tricks nehmen Sie garantiert ab. Nummer fünf ist der Hammer!“ Viele Nutzer sozialer Netzwerke kennen solche reißerischen Überschriften – und auch die Enttäuschung nach dem Klick auf den Text. Denn häufig erwarten den Leser hinter solchen Zeilen keine exklusiven Neuigkeiten, sondern minderwertige Inhalte. Clickbait (etwa: Klick-Ködern) heißt das Prinzip, das einige Seiten im Internet bis zur Perfektion treiben, um Nutzer von Facebook oder Twitter auf die eigenen Seiten zu locken.

Dr. Martin Potthast hat es sich zur Aufgabe gemacht, das Marktversagen des Internets automatisch zu erkennen und auf Wunsch des Nutzers auszuwählen. „Clickbait ist für soziale Netzwerke, was Spam bei E-Mails ist. Hält ein Text nicht, was die Überschrift verspricht, wird meine kostbare Zeit verschwendet“, erklärt der wissen-

schaftliche Mitarbeiter am Digital Bauhaus-Lab. Er sieht aber noch ein zweites, gravierendes Problem des Clickbait: „Weil alle Anbieter um die Aufmerksamkeit der Leser buhlen, bedienen sich auch immer mehr seriöse

Nachrichtenseiten dieses Prinzips.“

Dabei gehe es nur noch darum, die Leser auf die eigene Seite zu locken, um ihnen dort möglichst viel bezahlte Werbung anzuzeigen. Die Vermittlung von

Wissen über einen Sachverhalt gerate zur Nebensache, so Potthast.

Dabei sei die Neugier, auf solche Überschriften zu klicken, zutiefst menschlich. „Wer Clickbait-Methoden einsetzt, nutzt menschliche Schwächen aus und appelliert an unsere Reflexe, wie Wut, Angst, Ekel oder Neugier“, erklärt der Wissenschaftler.

Als Gegenmittel erdachte er mit Kollegen einen selbst lernenden Algorithmus. Anhand vieler Bewertungen durch echte Menschen soll die Software typische Muster von Clickbait erkennen und irgendwann herausfiltern können.

Die Idee reichte das Team bei Google ein – und erhielt nun 50 000 Euro für die Erstellung eines Prototyps. „Wir können nun eine Stelle direkt für das Projekt schaffen und dieses auch im Rahmen von Semester- und Abschlussarbeiten im Bereich Medieninformatik weiter vorantreiben“, sagt Potthast.

Googles „Digital News Initiative“

Der Suchmaschinenkonzern Google will in den kommenden drei Jahren 150 Millionen Euro in die Förderung des digitalen Journalismus in Europa stecken. In einer ersten Finanzierungsrunde mit 27 Millionen Euro wurden 128 Projekte aus 23 Ländern ausgewählt, darunter 20 aus Deutschland.

Die Sieger-Projekte beschäftigen sich oft mit personalisierten Nachrichten für einzelne Nutzer oder mit der Mitbestimmung der Leser bei der Themenauswahl. Andere

Anbieter suchen nach Finanzierungsmodellen von Journalismus im Internet, zum Beispiel auf der Basis einzelner Recherchen.

Google fördert den digitalen Journalismus nicht ganz uneigennützig. Der Suchmaschinenkonzern lebt von guten Inhalten und liegt in mehreren europäischen Ländern – darunter in Deutschland – im Rechtsstreit mit den Zeitungsverlagen um die Urheberrechte an Texten und Bildern, die in der Suche als Vorschau angezeigt werden.

Anzeige

Liest sich richtig gut:

Ihre TA als ePaper auf dem iPad Air 2.

Ohne Zuzahlung!

Jetzt ab
24,99€*
mtl.





Online und Offline –
im Web und als App



Lesekomfort dank
wählbarer Schriftgröße



Mit Newsticker
und Archiv

*der Vorzugspreis von 24,99€ gilt für bestehende Leser der gedruckten TA (ungekündigtes Abonnement Mo-Sa). Neukunden zahlen den monatlichen Paketpreis von 29,99€.



Gleich bestellen unter:
www.thueringer-allgemeine.de/fruehling



Oder telefonisch:
0361/ 227 3333